

wichtiger Beitrag für die wissenschaftliche Debatte, sondern auch ein klarer Appell an die Politik, über den Tellerrand der allein auf Frauen abzielenden, unmittelbar beschäftigungsfördernden Maßnahmen hinauszusehen. Der Widerstand der Medien und Versicherungen gegen eine von der Europäischen Kommission vorgelegte Rahmenrichtlinie zur „Gleichberechtigung von Frauen und Männern beim Zugang zu und bei der Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen“ (KOM 2003/0657) zeigt, wie weit wir noch davon entfernt sind, Stereotype und klassische Rollenzuschreibungen an Frauen und Männer wirklich zu überdenken. An einer Stelle des Buches wird darauf verwiesen, dass in Schweden die Tatsache, „dass ‚genügend‘ Frauen an den politischen Entscheidungsprozessen teilhatten“ (S. 90) ein wichtiger Faktor für eine geschlechtergerechtere Ausgestaltung der Sozialpolitik war. In vielen Ländern Europas ist der Ruf nach geschlechtergerechter Repräsentation in politischen Entscheidungsgremien noch immer reine Utopie. Ein Sammelband, der in ebenso detaillierter und informierender Weise die Gründe und Erklärungsmuster für die geringe Beteiligung von Frauen am politischen Prozess aufzeigen würde und verschiedene Modelle der paritätischen Partizipation auf ihre Erfolge hin untersuchte, wäre eine hervorragende Ergänzung für die notwendiger Weise auf diesen Band folgenden politischen Diskussionen.

Katharina Pühl

Universell einsetzbar? – Berufliche Möglichkeiten von AbsolventInnen aus Frauenforschungsstudiengängen in Westeuropa

Gabriele Griffin (Ed.): *Employment, Equal Opportunities and Women's Studies. Women's Experiences in Seven European Countries*, Königstein/Ts. 2004 (Ulrike Helmer Verlag, 224 S., 29,95 €).

Frauenforschung – was bringt sie Studierenden für ihre spätere Berufslaufbahn? Ist das Studium der Frauen- und Geschlechterforschung berufsqualifizierend oder eher eine zusätzliche Studienleistung aus Interesse?

Im Rahmen eines von der Europäischen Union kofinanzierten Verbund-Forschungsprojektes „Women's Employment, Equal Opportunities and Women's Studies Training“ (EWSI) haben Forscherinnengruppen in sieben Länderstudien im Zeitraum 2001-03 untersucht, welchen institutionellen und kulturellen Bedingungen jeweils das Angebot von Frauenforschung bzw. *Gender Studies* unterliegt und welche Möglichkeiten es AbsolventInnen für ihre weitere berufliche und persönliche Laufbahn erschließt. Dabei spannt sich der Bogen von skandinavischen Ländern wie Finnland bis in den Süden Europas (Spanien), neben Großbritannien, Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und Italien. Empirisch befragt wurden mit halbstandardisierten Fragebögen, ergänzt um vertiefende biografische Interviews, Studierende, die bereits vor längerem ihr Studium abgeschlossen hatten

und mindestens zwei weitere Generationen gegenwärtig Studierender. Leider geht aus den Berichten nicht hervor, ob auch Männer unter den Studierenden sind bzw. waren und einen Abschluß erlangten, wie es im deutschen Kontext in den *Gender Studies* zunehmend der Fall ist. Diese Geschlechterdimension ist in den Berichten nicht reflektiert.

Eine im Wortsinne vergleichende Studie konnte nicht mit denselben Parametern für alle Länder durchgeführt werden, weil erstens der jeweilige länderspezifische institutionelle Ausbau von Frauenforschungsinstitutionen unterschiedlich weit fortgeschritten ist. Zweitens beklagen die Autorinnen aber für fast alle Länder einen Mangel an valider Datenbasis etwa in Form nach Fächern differenzierter AbsolventInnenzahlen bzw. Verbleibstudien für Frauenstudiengänge. Studierende der Frauenforschung, die sich mehrheitlich nicht in thematisch gesonderten Studiengängen finden, sondern in feministisch spezialisierten Fachangeboten unterschiedlicher Disziplinen, werden von den Hochschulen bzw. in der Bildungsforschung bislang nicht eigens verfolgt; ein Umstand, der nicht zuletzt auf die immer noch unzureichende Akzeptanz von Frauen- und Geschlechterforschung in der Konkurrenz akademischer Fächer verweist. Deutlich wird hier aber auch, dass Angebote von Frauenforschung institutionell unterschiedlich weitreichend entwickelt sind: Während es in einigen Ländern Westeuropas eigenständige Frauenforschungsinstitutionen, feministische Studiengänge in verschiedenen Fächern und thematisch gewidmete Lehrstühle gibt, sind es in anderen lediglich fachspezifische Kurse innerhalb von Disziplinen, die das Studienangebot ausmachen – ein Reflex der länderspezifisch sehr verschiedenen Geschlechterkulturen und -ordnungen, die in den Beiträgen eingangs reflektiert werden. Umso wichtiger sind die ermutigenden Ergebnisse der hier vorgestellten Forschungsberichte, die, in einem Eindruck zusammengefasst, dokumentieren, welchen Emanzipationsgehalt das Studium der Frauen- und Geschlechterforschung bis heute hat. Gemäß einem zentralen Anliegen der Frauenforschung wurden in den Fragebögen auch umfassend die persönlichen Folgen, Veränderungen und Erfahrungen der AbsolventInnen erfragt, die sich aus dem Studium von Frauen- und Genderforschung ergaben und ihr Leben beeinflussten.

Die Beiträge schildern anfangs jeweils kurz die landesspezifische Entwicklungsgeschichte der Verankerung von Frauenforschung. Selbstverständlich prägen die institutionellen Eigenheiten universitärer Ausbildungsstrukturen auch die Entwicklungspfade institutionalisierter Frauenforschung: Frankreich z.B. ist durch ein stark hierarchisch gegliedertes System höherer Bildung mit Eliteinstitutionen und -hochschulen sowie eigenständigen Lehrerausbildungsinstitutionen und damit durch eine Trennung von Disziplinen, Werdegängen und Fächern geprägt. Dagegen steht Deutschland mit einer hochschulbezogen bislang integrativeren Organisationskultur vor anderen Aufgaben nach den Durchsetzungsstrategien für die institutionelle Verdichtung von Frauen- und Geschlechterforschung. Die Beiträge reflektieren interessanterweise ihre Ergebnisse aber vor der Frage, welche Rolle Gleichstellungs- und Geschlechterfragen im ‚nationalen Geschlechterregime‘ spielen. Interessant ist, dass die Verhinderungen oder jedenfalls die mangelnde aktive

Förderung von Frauenstudien in den hier untersuchten europäischen Kernländern nicht unbedingt nur durch fehlende gesellschaftliche Akzeptanz von Gleichstellungsfragen in einem (etwa konservativen) sozialen Rahmen begründet sind. Vielmehr werden kritisch auch ein gleichsam automatisch unterstelltes Gleichheitsgebot (wie in Finnland) oder ein „republikanisch“ eingetragener bürgerlicher Gleichheitsgrundsatz (wie in Frankreich) als Gründe dafür genannt, dass Frauenforschung als eigenständige Disziplin oft für nicht notwendig erachtet wird und damit entsprechende Legitimierungsnotwendigkeiten nach sich zieht. Mit dem – selbst für feministisch Interessierte verblüffenden – Ergebnis, dass es in Frankreich keine eigenständige Frauenforschungsinstitution an einer Universität gibt. Das dokumentiert nicht nur die Rückständigkeit von Frauenforschung in Einzeldisziplinen, sondern auch der institutionellen Ausstattung und Anerkennung feministischer Forschung dort. Manche dieser länderspezifischen Eigenheiten führen zu geradezu paradoxen Konstellationen, wie für die Niederlande gezeigt wird: Obwohl in den Niederlanden mit Beginn der zweiten Frauenbewegung und angestoßen aus nicht-akademischen Kontexten bereits in den frühen 1970er Jahren erste Angebote zur Frauenforschung entstanden, die bis heute in differenzierte und institutionell gut abgesicherte universitäre Forschungsfelder weiterentwickelt worden sind, stellen dort weibliche Akademikerinnen im europäischen Vergleich gesehen prozentual den kleinsten Teil universitär bzw. in der Forschung Beschäftigter. (Dies zeigt aber wie in allen anderen Beiträgen auch, dass ein Großteil der Absolventinnen von Frauenforschungsstudien einen Arbeitsplatz im öffentlichen Sektor und nicht unbedingt in der Lehre und an Hochschulen findet).

Auffällig ist bei aller Unterschiedlichkeit der Entwicklungen von Beginn, Durchsetzung und Verankerung akademisch-institutioneller Frauenforschungsstrukturen in den einzelnen Ländern, dass es doch einige strukturelle Ähnlichkeiten sowohl der Motive der StudentInnen für die Wahl dieser Fächer (überwiegend Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften) gibt wie auch in den positiven Folgen für ihren weiteren Berufsweg. Zunächst studieren auffällig viele Frauen (die Untersuchungsgruppe umfasst altersmäßig Frauen durchschnittlich zwischen 20 und über 60 Jahren und damit Studierende in ganz unterschiedlichen Studienphasen und -situationen) nachdem sie bereits berufstätig waren. Ihre Erfahrungen in der Arbeitswelt, kann man in mehreren Forschungsberichten lesen, haben sie für die geschlechtsbezogenen Ungerechtigkeiten am Arbeitsplatz wie auch im gesellschaftlichen Geschehen sensibilisiert und den Wunsch nach tiefer gehendem Wissen über die Hintergründe und sozialen Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Ungerechtigkeiten geweckt. Das Studium der Frauenforschung wurde von der Mehrheit nicht am Anfang einer Ausbildung mit einem klaren Karriereplan aufgenommen, sondern mit dem Interesse, wichtige und interessante Themen bearbeiten zu können, die sich oft bereits aus vorhergehender politischer oder sozialer Arbeit ergaben, ohne dass ein spezifischer Berufswunsch auf das Feld frauenforschungsbezogener Tätigkeit vorausging. Viele beschreiben, dass sie im thematisch zentrierten Studium erlerntes Wissen, soziale und wissenschaftliche Kompetenzen in ihre Berufstätigkeit in Gleichstellungsinstitutionen, bei Gewerkschaften, in gen-

derbezogen arbeitenden NGOs oder sozialen Projekten im Nonprofit-Sektor sowie in der Wissenschaft einbringen konnten. Oft wurde ihnen speziell wegen dieser Zusatzqualifikation eine Option auf einen Arbeitsplatz angeboten. Fügen sich interesselgeleitete nicht-strategische Studienmotive in Biografien jüngerer Frauen, die am Anfang nicht genau wissen, worauf sie mit dem Studium hinaus möchten, also günstig mit einem universitären Sozialisationsprozess zusammen, der persönliche Perspektiven schafft? Diese Deutung legen jedenfalls die aus mehreren Ländern vorliegenden Auswertungen der vertiefenden Interviews nahe: Viele Studierende beschreiben die positiven Lerneffekte aus Teamarbeit, anderen Arbeitsformen und -perspektiven auf Wissenschaft aus Frauenforschungssicht als generellen *Kompetenzgewinn* für sich, der sie in ihrem beruflichen Leben wie im privaten Bereich zu Selbstbewusstsein, veränderten Alltagsarrangements und einer klareren Idee geführt hat, wie sie ihre politischen, wissenschaftlichen oder inhaltlichen Schwerpunktsetzungen feministisch-gesellschaftlicher Perspektiven verfolgen können.

Aufgrund der länderspezifischen Unterschiede universitärer Ausbildungsorganisation wie auch der Arbeitsmärkte lassen sich nur sehr vorsichtig Verallgemeinerungen aus den Beiträgen des Bandes ableiten. Jedoch bietet er erste aufschlussreiche Einsichten über den Stand von Beschäftigungsmöglichkeiten von Frauen, die Teile ihres Studiums oder sogar einen Abschluss im Feld der Frauenforschung absolviert haben. Sie ermutigen zu weiter gehenden Fragestellungen für die Hochschul- und themenspezifisch orientierte Arbeitsmarktforschung. Sie machen aber auch klar, wie notwendig der weitere Ausbau von Frauen- und Geschlechterforschung als Teil universitärer Ausbildung und als wesentliche Sozialisations- und Bildungserfahrung sind. Gerade angesichts der drohenden Konkurrenz um Ressourcen (Fördermittel, langfristige institutionelle Unterstützung) durch Hochschulstrukturreformen – hierzulande etwa durch BA/MA-Studiengänge – ist weiterhin kritisches Wissen über die Wirkungen und Folgen hierarchisch organisierter Geschlechterverhältnisse als selbstverständlicher Teil sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlicher Fächer zu generieren und als wichtiger Teil hochschulischer Ausbildung zu betonen.

Zum Schluss: Dieser Band ist stärker aus einer ‚output‘-orientierten Forschungsperspektive entstanden. Als LeserIn wünschte man sich aber auch Bemerkungen bzw. Einschätzungen zum Verhältnis von Frauen- und Geschlechterforschung, den fachlichen und personellen Veränderungen sowie den möglichen Verschiebungen in den Interessen der Studierenden über die letzten Jahrzehnte hinweg; darauf wird in dem Band nicht Bezug genommen. Und man wünschte sich eine stärkere Einbindung von Entwicklungen östlicher EU-Länder, um den westlichen Bias der Forschungsausrichtung des Verbundprojektes zu kontrastieren (und sei es in einem Literaturverweis) – ein Anliegen, das über das Forschungssetting hinaus ebenfalls Fragen für weitere Forschung aufwirft.